

Dem Verlorenen hinterher. Zu Konrad Friedels *Schalentieren*

Reinhard Kaiser-Mühlecker

1

Es war spät im Sommer. Auf der Wiese, die sich wie eine Insel zwischen zwei schmalen Flussarmen ausmachte, lag kieloben ein Boot aus Kunststoff. Wir drehten es um und hievten es, das nicht schwer war, ins Wasser, warfen ein paar Dinge hinein, sprangen hinterher und fuhren, die jahrhundertealten, im Wasser stehenden Gemäuer des Fabrikgebäudes, die ihren Putz längst verloren hatten, hinter uns lassend und die Paddel kräftig eintauchend, damit ein Stück stromauf. Unter mancher Brücke musste man sich ducken, um sich den Kopf nicht zu stoßen. Das Wasser war hier klar, dort bernsteinfarben und an wieder einer anderen Stelle grün wie Flaschenglas. Es war still, wie es nur auf einem Fluss still sein kann: Zwischen und hinter den Geräuschen war die Stille, unauslöschlich wie das Licht zwischen und hinter den Dingen. Nicht die zurückgelegten Meter, die Ruderschläge waren es, die der Strecke das Maß gaben, die wachsenden, sich wie unmerklich verändernden Schatten, das Quaken der dann und wann auffliegenden Enten, die man hätte schießen wollen. Aber wir waren nicht auf Enten aus. An einer seichten Stelle legten wir an, stiegen aus und machten das Boot fest. Über das hier glasklare, kalten Atem in unsere Gesichter strömende Wasser gebückt, lugten wir nach Flusskrebse, die sich farblich von den Steinen des Flussbetts nicht unterschieden. Hatten wir einen entdeckt, griffen wir rasch und behutsam, um nicht von seinen Scheren verletzt zu werden, nach ihm, dem im Krebsgang Flihenden, und warfen ihn in den Eimer im Boot. Später – wieder: keine Zeit; nur die Schatten waren länger geworden, das Licht schwächer, die Stille deutlicher – die Fahrt zurück. Flussab nur noch ab und zu ein Stoß mit dem Paddel. Kein Wort fiel dabei. Das alles ist Erinnerung, heraufbeschworen in der Dauer eines Herzschlags, vergangen so rasch wie Wind, der durch ein Schlüsselloch zieht. Aber heraufbeschworen wodurch? Denn an das meiste erinnert man sich doch nie wieder.

2

Es war Frühling, fast noch Winter, und der Wind piffte durch die Gassen der Stadt. Ich war nach langer Abwesenheit zurückgekommen und hatte zwischen zwei Verpflichtungen Zeit und fuhr, vom Stadtrand kommend, ins Zentrum. Es gab dort eine Bar, in der ich früher manchen Abend verbracht hatte, weil sie Budweiser vom Fass hatten und man so gut und ungestört an der Theke sitzen konnte. Am liebsten war ich dort, wenn ich den Tag über gearbeitet hatte. Zwar gefiel mir

die zu laute und zu elektronische Musik nicht, aber nach ein paar Minuten nahm ich sie meist schon nicht mehr wahr, und dann war sie nichts mehr als ein Schirm, eine Hülle, die sich um mich legte. – Auch wenn es bereits dämmerte, war es an jenem Tag noch nicht Abend. Nur ein paar Tische waren besetzt, an der Theke saß niemand. Ich setzte mich, bestellte Kaffee und tat, was ich schon seit dem Eintreten getan hatte: Ich betrachtete die blau getünchte Wand gegenüber, auf der eine Reihe Lampen angebracht waren, die ich nie zuvor gesehen hatte und die in mir jene oben umrissene Erinnerung auslösten. Die Lampen bestanden aus je drei oder vier Einzelteilen, die wiederum aus je zwei miteinander verschweißten Schalen gefügt waren, außen von einem matten Braun, innen von einem leuchtenden Orange. Dass die Lampen von Konrad Friedel stammen mussten, war mir klar; hat man erst einmal ein paar seiner Arbeiten gesehen, erkennt man sie leicht wieder, diese Arbeiten, in denen sich warme Eleganz und kühle Präzision, Verspieltheit und Strenge in seltener und geglückter Weise vereinen. Ich saß und dachte darüber nach, wie die Dinge zusammenhingen. Das heißt ob sie zusammenhingen, denn das Braun der Lampen war Flusskrebbsbraun und das Orange jenes, das die Tiere annahmen, sobald sie gekocht waren. Und jene Jahre zurückliegende Flussfahrt hatten wir gemeinsam gemacht.

3

Später – es war immer noch nicht Frühjahr – erfuhr ich, dass es von diesen Lampen eine ganze Serie gibt. Ich wollte sie mir so bald als möglich ansehen. Aber beinahe das halbe Jahr zog vorbei, bis ich endlich hinkam. Friedel hatte ein neues Atelier bezogen, das unweit des früheren lag; immer noch arbeitete er auf dem Areal der uralten Fabrik in der Nähe des Flughafens.

Schalentiere hatte er sie genannt. Die Lampen beziehungsweise die einzelnen Elemente lagen und standen, scheinbar ohne Ordnung, in einer Ecke des weitläufigen, hohen und hellen Raumes, der halb Werkstatt und halb Atelier war; eine Lampe war an eine Wand montiert. Sie wirkten ganz in ihrem Element, und für den Moment war es mir unvorstellbar, sie getrennt voneinander oder auch nur in einem anderen Raum zu sehen: als wäre ich in ein Haus eingetreten und sähe mich Mitgliedern einer recht großen Familie gegenüber, von der ich nicht wissen konnte, wie groß sie tatsächlich war. Und selbst die Erinnerung daran, dass ich einige der Lampen bereits in einem anderen Raum, in der Bar, gesehen hatte, schien da unwirklich, so sehr hingen sie wie ein einziger Organismus zusammen. Aber nach und nach ließ diese Wirkung nach, und ich konnte die Stücke einzeln betrachten. Während ich sie also umrundete und sie betrachtete und mich zugleich von ihnen – diesen stummen, schönen und unendlich geduldigen Tieren – betrachtet fühlte, dachte ich, wie schon einmal, an manche Arbeiten Constantin Brâncușis, wenn freilich auch bei jenem nichts funktional ist. Es waren die polierten, spiegelnden und schimmernden Oberflächen der Schalen, die den Gedanken nicht nur formten, sondern ihn mir geradezu aufzwangen. Dachte ich

zurück an den lange vergangenen Sommer, konnte ich mich kaum ans Kochen und Essen der Flusskrebse erinnern, das stattgefunden haben musste, denn schemenhaft sah ich noch die auf Tellern herumliegenden Reste vor mir: Das Wunder der Schönheit, welches die allermeiste Zeit vor uns verborgen existiert, war nicht nur zerlegt, es war zerstört. Und hier, verwandelt, von unsichtbarem und auch unhörbarem Wasser umspült, sah ich diese Schönheit wieder. Konrad Friedel ist dem Verlorenen hinterher. Wie der Bildhauer, der – suchend, suchend, suchend – seine Skulptur aus dem Holz- oder Steinblock hervorholt, holt er, Winkelschleifer und Schweißgerät in der Hand, unermüdlich und unerbittlich und unbeirrbar eine Lampe nach der anderen aus einem namenlosen Dunkel.